

Heinold Fast 1992 aus der Schriftleitung ausschied, trat erneut eine Veränderung ein. Der Zweierkonstellation folgte ein Vierergremium, dem neben Hans-Jürgen Goertz nunmehr auch Christoph Wiebe, Lydie Hege und Marion Kobelt-Groch angehören.

Einige, die Hans-Jürgen Goertz kennen und sich ihm auf unterschiedliche Weise verbunden fühlen, haben anlässlich seines 60. Geburtstages Passagen aus seinem Werk ausgewählt und mit persönlichen Grußworten versehen. Eingeleitet wird die kleine Anthologie durch die Laudatio, die am 16. April im Aby Warburg-Haus gehalten wurde.

## Laudatio

Lieber Herr Goertz, sehr geehrte Damen und Herren,  
ein 60jähriges Leben in wenigen Sätzen erfassen zu wollen, stellt bereits ein kaum zu lösendes Problem dar, noch schwieriger wird es, wenn es sich um einen international beachteten Wissenschaftler handelt, der geforscht, gelehrt und publiziert hat. Wie rücke ich ihn ins rechte Licht?

Hilfe suchte ich bei all jenen, die Herrn Goertz seit Jahrzehnten inspirieren, allen voran Paul Tillich, Thomas Mann und immer wieder Ernst Bloch. In seiner „Tübinger Einleitung in die Philosophie“ fand ich folgenden Satz: „Man nimmt sich mit, wohin man geht.“ Wird das Wort „man“ durch einen Namen ersetzt, ergibt sich folgender Satz: „Hans-Jürgen Goertz nimmt sich mit, wohin er geht.“ Ich werde also in den nächsten Minuten versuchen, ihm auf die Spur zu kommen.

Zunächst einmal fällt auf, daß er schon seit Jahrzehnten nicht mehr allein unterwegs ist. Vielmehr befindet er sich in Begleitung eines Mannes, der im Bauernkrieg nach der Schlacht von Frankenhausen sein Leben ließ: gemeint ist Thomas Müntzer. Mit diesem radikalen Reformator und Luthergegner, der die Welt aus den Angeln heben wollte, ist er schon lange im Gespräch. Über ihn verfaßte er seine Dissertation, die 1967, also vor genau 30 Jahren im

Druck erschien. „Innere und äußere Ordnung in der Theologie Thomas Müntzers“, so lautete der Titel. Lieber wäre er mit Luther gegangen, der Müntzer haßte, oder mit den Täufern, die es ihm leichter gemacht hätten, nein, er ging mit Müntzer. Es paßt zu ihm, die Gesellschaft des Schwierigen zu suchen. Die Arbeit wurde beachtet, diskutiert und sorgte schließlich dafür, daß die beiden sich nie aus den Augen verloren. Die Beziehung Müntzer/Goertz wurde gepflegt und weiter ausgebaut. Auf dem Büchertisch, den ich jetzt vor ihrem geistigen Auge errichte, liegen weitere Werke, die Hans-Jürgen Goertz diesem radikalen Reformator neben zahlreichen Aufsätzen widmete. So erschien 1978 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft die gemeinsam mit Abraham Friesen herausgegebene Publikation „Thomas Müntzer“, eine Aufsatzsammlung mit wegweisenden Beiträgen zur Müntzerforschung. 1988 folgte „Das Bild Thomas Müntzers in Ost und West“ und schließlich die umfassende Darstellung „Thomas Müntzer. Mystiker, Apokalyptiker, Revolutionär“ zum Müntzerjubiläum 1989, dem letzten Staatsakt in der DDR. Für den Autor war es erregend zu erleben, daß man mit Müntzer keinen Staat mehr machen konnte. Dieser Titel liegt unterdessen nicht nur in englischer Übersetzung vor, sondern — und das ist wirklich sehr außergewöhnlich — auch auf Japanisch. Müntzer wäre sicher sehr erstaunt gewesen. Was hat dieser radikale Streiter nun an sich, was andere nicht haben? „Sehen Sie“, so verriet Herr Goertz unlängst in einem Gespräch, das die Festschrift eröffnet, die ich gleich überreichen werde, „diese akademischen und teilweise freundschaftlichen Beziehungen, die sich (zu zahlreichen Kollegen in Ost und West) anbahnten, haben mich an Müntzer festhalten lassen — die ganzen Jahre hindurch, freilich auch das Schöpferisch-Eigenwillige, das Schwerdurchschaubare seiner Texte, die Faszination, die von seiner Gestalt ausgeht.“ Mit anderen Worten, Müntzer ist noch nicht entzaubert. Hans-Jürgen Goertz hat mit der Verknüpfung von Mystik und Revolution sogar dafür gesorgt, daß dessen Aura erhalten blieb. Und die Liaison dauert an.

„Man nimmt sich mit, wohin man geht.“ Mitgenommen wird die mennonitische Tradition, in der Hans-Jürgen Goertz steht, in die er hineingeboren wurde, die Tradition jener ersten Freikirche im Protestantismus, die sich weigerte, vor geistlichen Autoritäten und weltlichen Herrschern zu Knieen zu kriechen. Sein Bekenntnis zu dieser Tradition ist nicht nur geistlicher, sondern auch wissenschaftlicher Art. Es bricht sich Bahn in einer Vielzahl von Publikationen über die Mennoniten und vor allem die Täufer. Mennonit zu sein, das bedeutet, Vergangenheit zu haben, eine Geschichte, die sich zurückverfolgen läßt bis zu den täuferischen Ursprüngen im 16. Jahrhundert. Hier

im reformatorischen Aufbruch, aus den Wirren des Bauernkrieges, traten die ersten Täufer ans Licht der Geschichte. Was wollten diese Menschen? Sie haben, so Hans-Jürgen Goertz in seinem Buch „Die Täufer“, das 1988 in zweiter Auflage und inzwischen bei Routledge in London in englischer Fassung erschien, aus „Protest gegen die kirchlich-gesellschaftlichen Mißstände des ausgehenden Mittelalters und aus Enttäuschung über die lutherische und zwinglische Reformation nach neuen Formen religiöser Kommunikation und sozialer Ordnung gesucht.“ (S. 9) Heute stellte dieser Aufbruch zu neuen Ufern kein Problem dar. Wer wollte es gläubigen Christen verwehren, sich außerhalb der Kirche zu treffen, um in der Bibel zu lesen, zu beten und das Abendmahl zu feiern. Niemand würde sie zwingen können, die Praxis der Erwachsenentaufe aufzugeben, wie sie von Mennoniten heute noch praktiziert wird. Niemand verachtet heute mehr ihren Pazifismus, der einst zur Unzeit von sich reden machte. Im Sinne des amerikanischen Sozialwissenschaftlers Peter L. Berger sind religiöser Pluralismus und Säkularismus inzwischen Bestandteil der Moderne, ja, sogar der „Zwang zur Häresie“. So freizügig ging es nicht immer zu. Die Täufer haben ihre Suche nach alternativen Formen religiös-sozialen Lebens mit Verfolgung, Elend, Not und sogar dem Tod bezahlen müssen. Mehr noch, sie wurden aus der Geschichte ausgestoßen und fielen der Vergessenheit anheim.

Hans-Jürgen Goertz ist es mit zu verdanken, daß die Täufer von diesem Makel befreit und in ihrer Bedeutung für die Reformationsgeschichte insgesamt erkannt wurden. Mehr noch, er hat den Mennoniten einen Teil ihrer Geschichte zurückgegeben — vielleicht den oft ungeliebten Teil, den rebellisch-utopischen, und daran erinnert, daß die „Stillen im Lande“ einen revolutionären Ursprung hatten. Auf der Grundlage des von ihm mitbegründeten revisionistischen Täuferbildes entstand nicht nur sein Buch „Die Täufer“, sondern auch der von ihm 1975 herausgegebene Band „Umstrittenes Täufertum, 1525–1975“, der als aktuelles Diskussionsforum der neuen Täuferschaft auf große Resonanz stieß und 1977 in zweiter Auflage erschien. Hier kamen u. a. sein verstorbener Freund Klaus Deppermann und James M. Stayer zu Wort, der auf innovative Weise über „Die Anfänge des Schweizer Täufertums im reformierten Kongregationalismus“ schrieb, und Heino Fast mit seiner lebendigen Darstellung über „Predigtstörungen in den ersten Jahren der Reformation in der Schweiz“. Hans-Jürgen Goertz griff unter der Überschrift „Nationale Erhebung und religiöser Niedergang“ das brisante Thema Mennoniten im Dritten Reich auf. Ein Thema, das viele in Unruhe versetzte, die die Huldigungstelegramme an den „Führer“ verdrängt hatten. Ohne Scheu hat Hans-Jürgen Goertz immer wieder unbequeme Themen auf-

gegriffen, die abseits des aktuellen Forschungsinteresses lagen oder gar tabuisiert waren. Das ist es. Ja, Herr Goertz, „Man nimmt sich mit, wohin man geht“. Ihr Interesse galt und gilt den Ausgestoßenen, den Randexistenzen und Außenseitern, all jenen, die gegen den Strom schwammen und nicht selten in ihm untergingen. Thomas Müntzer und die Täufer gehörten dazu, aber auch eine Fülle anderer radikaler Denker und Weiterneuerer, die in den von Ihnen herausgegebenen Bänden „Radikale Reformatoren“ und „Alles gehört allen“ ihren Platz fanden. Die „Radikalen Reformatoren“, die auch in einer englischen Version kursieren, wurden von Walter Jens einst als „Mein Taschenbuch des Monats“ in DIE ZEIT besprochen. In diesen Kontext fügen sich auch die Forschungen über den „Antiklerikalismus“ ein. Was es mit diesem Phänomen auf sich hat, das durch Hans-Jürgen Goertz' Forschungen angeregt, derzeit auf internationaler Ebene diskutiert wird, kann in dem 1987 erschienenen Buch „Pfaffenhaß und groß Geschrei. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517–1529“ genauso nachgelesen werden wie in dem Band „Antiklerikalismus und Reformation“, der 1995 erschien. Es ging um den Zerfall der Nomenklatura in der Frühen Neuzeit. Diese Bücher leben. Sie führen in eine Zeit des Umbruchs, des spontanen und organisierten Widerstands gegen den Klerus. Der „gemeine Mann“ begehrte auf und trat als selbstbewußter Laie dem Kleriker entgegen. Da wurden Gottesdienste gestört, Pfaffen an Bäumen aufgeknüpft und im Namen der göttlichen Gerechtigkeit flammende Plädoyers für eine zukünftige Welt der Brüderlichkeit und Nächstenliebe gehalten. „Ohne die antiklerikal motivierten Bewegungen des ‚gemeinen Mannes‘“, schreibt Hans-Jürgen Goertz, „wäre die Reformation eine Idee geblieben.“ Die Akzente haben sich verschoben. Reformationsgeschichte ist längst nicht mehr Geschichte der Herrschenden und übergewaltigen Reformatoren, sondern aller kritischen Geister, deren Seelenverwandtschaft sich im Antiklerikalismus artikuliert.

Der Büchertisch, den ich vor Ihren Augen errichtet habe, biegt sich allmählich. Es liegen noch weitere Publikationen darauf und kämen noch die vielen Aufsätze hinzu, bestünde Einsturzgefahr. Lassen Sie mich noch kurz auf die Lehrtätigkeit von Hans-Jürgen Goertz zu sprechen kommen. „Man nimmt sich mit, wohin man geht“ — ich sehe da gewisse Parallelen zum Werk. Hans-Jürgen Goertz umgibt sich nicht mit der Aura unantastbarer Geistesgröße. Er ist menschenfreundlich geblieben. Ein Professor, der mit den Studenten ins Gespräch kommt, der sie zu leiten und zu motivieren versteht, gelegentlich auch zu trösten und ihnen hilft, eine finanzielle Unterstützung zu bekommen. Ich weiß, wovon ich spreche, denn schließlich verdanke ich ihm meinen Aufsatz über „Frauen im Bauernkrieg“, den ich vor 10 Jahren

geschrieben habe. Diesen Aufsatz gäbe es ohne Herrn Goertz' innovative Kraft nicht. Er kam gerade aus einem Seminar. Es ging um den Bauernkrieg. Eine Studentin, so erzählte er mir, hätte sich gemeldet und vorwurfsvoll gefragt, wo denn die Frauen gewesen seien, während die Männer Bauernkrieg spielten. „Ach ja, die waren zu Hause“, lautete die Antwort. Die Studentin habe sich mit dieser Auskunft nicht zufrieden gegeben und energischer nachgehakt: „Wo waren die Frauen? Warum gehen Sie ihnen nicht nach?“ Um sich der lästigen Fragerin zu entziehen, bot Herr Goertz schließlich eine Art Schweigegeld an: „Fünf Mark für jede Frau, die Sie mir bringen!“ Ich las damals gerade ein Buch über „Prediger im Bauernkrieg“, und da gab es eine Passage, in der darüber berichtet wird, wie etwa 80 Männer und Frauen einen radikalen Prediger schützten. Ich machte also die Rechnung auf, beglichen wurde sie bis heute nicht ...

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf Ernst Bloch zurückkommen. Das Leitmotiv „Man nimmt sich mit, wohin man geht“, meint freilich nicht, daß alles von Anfang an festgelegt war und der Jubilar immer bei sich selber blieb. Bloch sprach gelegentlich von der „großen Fahrt“, auf der wir sind, und erst noch zu uns selber kommen. Bewegung, Veränderung, immer noch Aufbruch: Von der Theologie und den Mennoniten zur Sozialgeschichte, von der Kanzel zum Katheder, und jetzt immer vorsichtig, aber energisch zur Geschichtstheorie, von Müntzer, zu den Täufern, zu den Randexistenzen der Frühen Neuzeit allgemein, den Bilderstürmern, und jetzt zu Foucault, Derrida und den unruhigen Geistern der Postmoderne in den Lehrveranstaltungen. „Man nimmt sich mit, wohin man geht“ — da ist viel Bewegung, viel Aufbruch und immer noch Frühling.

Die Festschrift, die ich jetzt überreichen möchte, vereint Beiträge, die Kollegen, Freunde, Schüler für Hans-Jürgen Goertz verfaßt haben. Sie trägt den Titel: „Außenseiter zwischen Mittelalter und Neuzeit“. Da ist die Rede von Abgedrängten, Nonkonformisten, von solchen, denen Herr Goertz stets versucht hat, utopische Intentionen abzurufen: den Schrei der leidenden Kreatur genauso wie die Sehnsucht danach, daß alles anders werden möge. Interessant ist, daß ausgerechnet ein Sozialhistoriker sich mit der „Heimat“ beschäftigt, die „allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“ So endet Blochs „Prinzip Hoffnung“. Wir ehren mit dieser Festschrift keinen Historiker der harten sozialen Realität, sondern — und das ist bemerkenswert — einen Sozialhistoriker des Imaginären.

*Marion Kobelt-Groch*